

Elefantenbullen

Mehr als in anderen touristischen Regionen der Welt überlagern in Afrika die Lebensebenen einander bis in die Ununterscheidbarkeit. Sogar noch mehr als in anderen afrikanischen Ländern ist es in Kenia so, daß Politik, Wirtschaft, Tourismus und Korruption, Gewalt zwischen den Angehörigen unterschiedlicher Stämme, Personenkult und individueller Starrsinn untrennbar miteinander verbunden sind, verschränkt in tragischer, bisweilen tödlicher Umklammerung. Dem Land im Osten Afrikas, das einst dem Rest der Welt als Synonym galt für den Aufbruch in die afrikanische Urlaubsfreiheit, taumelt seit einem Jahrzehnt von einer Krise in die nächste. Ihre jeweiligen Ursachen und Auslöser mögen unterschiedlich gewesen sein – sie reichten von jäh aufflammendem Banditentum über politische Unruhen bis hin zu bloßen Mißverständnissen im Dialog zwischen selbsternannter Erster und sogenannter Dritter Welt, doch ihre Auswirkungen waren stets dieselben: Die Touristen blieben weg, Einheimische verloren ihre Arbeitsplätze, das ewige Rad der Verelendung begann sich neuerlich zu drehen, und immer schwerer wurde es, der Bewegung auf den Abgrund zu Einhalt zu gebieten.

Aus dem Nebel und der Düsternis von Ereignissen und Gestalten, die Kenia ein ums andere Mal aus der Bahn warfen, haben sich über die Jahre zwei Figuren geschält, an denen viel von dem festzumachen ist, was immer wieder ganz Kenia bewegt. Als Projektionen von Schwarz und Weiß, Pro und Kontra, sogar Gut und Böse hätten beide nicht präziser für ein monumentales Marionettenspiel über das Leben ersonnen werden können. Es sind Daniel arap Moi, der Präsident des Landes seit 1978, und Richard Leakey, Paläontologe von Weltgeltung, über fünfzehn Jahre Direktor des Nationalmuseums in Nairobi, Autor aufsehenerregender wissenschaftlicher Bücher, Oppositionspolitiker, Visionär eines friedlichen, prosperierenden Landes – und vor allem weißer Kenianer der dritter Generation.

Aus der Ferne betrachtet, mochten einem Moi und Leakey bisweilen vorkommen wie zwei archaische Krieger, untrennbar miteinander verbunden durch schwere Ketten um die Fußgelenke, stets in gegenseitiger Reichweite der Fäuste. Im April 1989 wurde Leakey von Moi zum Direktor der Naturschutzbehörde ernannt. Das ist eine Schlüsselposition im Land, denn die Vielfalt und der Reichtum der kenianischen Natur waren seit Beginn auch der stärkste Antrieb für den Tourismus dort. Binnen weniger Monate machte Leakey aus der unbeweglichen Behörde eine schlagkräftige Einrichtung im Wortsinn – den Mitarbeitern des Kenya Wildlife Service gelang es sogar, den Wildererbanden in den Nationalparks das Handwerk zu legen. Vorher hatte die illegale Jagd auf Elefanten solche Ausmaße angenommen, daß man begann, über das drohende Ende der Spezies zu räsonieren. Doch Leakeys autoritärer wie erfolgreicher Führungsstil kollidierte bald mit den Interessen des Präsidenten. Nach vier Jahren trat Leakey von seinem Amt zurück. Er gründete eine Oppositionspartei, die geradezu reflexartig den Zorn der Regierung auf sich zog, dennoch holte Moi seinen Widersacher neuerlich an die Spitze der Naturschutzbehörde. 1999 vertraute er ihm sogar das zweitwichtigste Amt im Staat an: Leakey wurde Leiter des Öffentlichen Dienstes, Chef einer halben Million Beamten im Lande, mit der erklärten Aufgabe, den korrupten Apparat neu zu organisieren. Vor genau einem Jahr trat Leakey auch von diesem Posten zurück – ohne Gründe zu nennen.

Nun ist es nicht selten eine Sache, was von einem Konflikt nach außen dringt, und eine ganz andere, was zwischen den Streitenden wirklich passiert – in Kenia sind die Fronten geradezu prinzipiell verwischt. Das nach außen wortlose, dafür stets unmittelbar folgenschwere Ringen zwischen Leakey und Moi hat die Phantasie der Beobachter im In- und Ausland stets um so mehr angeregt. Unbestreitbar ist, daß Leakey zuzeiten politische Ambitionen hegte; ebenso klar, daß Moi die Popularität seines Widersachers, auch das Vertrauen, das er bei westlichen Geldgebern genoß, geschickt zu nutzen verstand.

Seit seinem letzten spektakulären Rückzug aus der Politik hält sich Leakey von der Öffentlichkeit fern. Er schrieb ein Buch, das nun auch auf deutsch erschienen ist. Der Fischer-Verlag kündigt „Wildlife – Ein Leben für die Elefanten“ als „packende Autobiografie“ an. Doch wer gemeint hätte, Leakey würde sie zu einer Art Schlußabrechnung mit seinem ewigen Dämon nutzen, sieht sich getäuscht. Politik kommt hier allenfalls am Rande vor, der Präsident selbst tritt überhaupt nur dort in Erscheinung, wo es dramaturgisch unvermeidlich ist. Als Autor vermittelt Richard Leakey ein anderes Bild von sich als jenes, das er über Jahre in der Öffentlichkeit abgegeben hat: Seine Streitlust scheint rhetorisch gebändigt, sein notorisches Draufgängertum im wirklichen Leben ist der Kunst des nachträglichen Gestaltens gewichen, die Chronologie der Ereignisse läßt er für sich selbst sprechen.

Über vierhundert Seiten geht es fast ausschließlich um Leakeys Einsatz für die Naturschutzbehörde; noch nie konnte einem so zwingend deutlich werden, daß der wundersame Aufschwung des kenianischen Safariturismus in den vergangenen Jahren letztlich vor allem ihm zu danken ist. Am Ende des Buchs steht eine unerwartete Verneigung: „Ich danke dem Staatspräsidenten Kenias, Daniel arap Moi, daß er mir 1989 die Gelegenheit gab, den Kenya Wildlife Service aufzubauen.“ Vielleicht ist es tatsächlich die Eröffnungsfanfare der allerletzten Schlacht zwischen den beiden. Bei einem seiner zuletzt seltenen öffentlichen Auftritte sagte Leakey, er habe keine Ambitionen mehr, schon gar nicht in der Politik. Für Ende dieses Jahres sind in Kenia Wahlen angesetzt. Geht es nach der Verfassung, darf Daniel arap Moi nicht mehr kandidieren.

ANDREAS OBST